

Sebastian Fitzek

AchtNacht

Thriller

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe März 2017
Knaur Taschenbuch
© 2017 Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Ein Projekt der AVA International GmbH
Autoren- und Verlagsagentur
www.ava-international.de
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Regine Weisbrod
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: FinePic®, München / shutterstock
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-52108-3

Inspiziert von »The Purge«

... über jemanden die Acht verhängen:
Ausschluss einer Person vom Rechtsschutz,
wodurch sie vogelfrei wird.

Duden

Wenn man eine große Lüge erzählt
und sie oft genug wiederholt,
dann werden die Leute sie am Ende glauben.

Joseph Goebbels
NS-Propagandaminister

Das ist eine wahre Geschichte!*

* Glauben Sie keinem, der Ihnen die Wahrheit verspricht,
bevor er anfängt, seine Geschichte zu erzählen.

Prolog

Ein Monat danach

Hier ist der Anruf für Sie.«

Dr. Martin Roth, der Psychiater mit dem unerwartet glatten, für einen Chefarzt etwas zu jungenhaft wirkenden Gesicht, wollte ihr den Hörer reichen, aber jetzt hatte sie Angst.

Natürlich freute sie sich darauf, einmal eine andere Stimme zu hören als die ihrer Therapeuten und Mithäftlinge, auch wenn Dr. Roth es nicht mochte, wenn sie die anderen Patienten so bezeichnete. Aber plötzlich überkam sie die alptraumhafte Vorstellung, dass sich mit dem ersten Wort ihres Gesprächspartners das Telefon in ihrer Hand in Flammen auflösen und ihren vernarbten Schädel verbrennen könnte. Sie befürchtete, es würde eine Stichflamme geben, die durch ihr Trommelfell hindurch bis zum Gehirn schlug. Das war natürlich Unsinn. Ihrer Meinung nach allerdings kein so grober Unfug wie herkömmlicher Aberglaube – selbstverständlich konnte man beispielsweise Spiegel zerbrechen und trotzdem im Lotto gewinnen. Und lange nicht so abstrus wie die Schlaf-Fee, die sie in ihrer Kindheit jahrelang für real gehalten hatte. Eine fabelhafte Erfindung, die ihre Mutter früher immer aus der Schublade zog, wenn sie keine Lust hatte, ihr eine Gutenachtgeschichte vorzulesen. »Wenn du jetzt sofort das Licht ausmachst, legt die Schlaf-Fee dir morgen früh etwas vor die Tür. Du hast einen Wunsch frei!«

Schokolade.

Manchmal hatte sie sich ein Prinzessinnenkleid oder ein Puppenhaus gewünscht. Aber meistens hatte sie Süßigkeiten gewollt, denn die kleinen Wünsche an die Schlaf-Fee – das fand sie schnell heraus – gingen manchmal in Erfüllung. Für die großen waren die Gewissensbisse ihrer Mutter selten stark genug gewesen.

Würde sich ihre Mutter heute neben ihr Krankenbett auf der geschlossenen Abteilung der Station 17 stellen, ihr einen Nasenkuss geben und die Schlaf-Fee-Frage stellen, dann würde sie sich wie eine Ertrinkende an die rettende Hand ihrer Mama klammern und mit angstgeweiteten Augen brüllen:

»Ich wünsche mir, es rückgängig zu machen!«

Bei Gott, ich wünsche es mir so sehr!

Und dann würde sie weinen, weil sie längst nicht mehr fünf Jahre alt und damit viel zu groß war, um an Wünsche und Wunder zu glauben. Obwohl es das war, was es jetzt brauchte.

Ein Wunder, das all das, was sie getan hatte und was am Ende zu so viel Blut, Schrecken und Elend führte, ungeschehen machte.

»Aber nur der Tod stellt den Zeiger auf null.«

Das hatte Oz ihr oft genug gesagt, und es war ja nun nicht so, dass man für diese Erkenntnis besonders viel Lebenserfahrung brauchte. Alles war dafür gemacht, kaputtzugehen: der Kühlschrank, die Liebe, der Verstand.

Wann sie ihren Verstand an die Angst verloren hatte, konnte sie heute nicht mehr sagen.

Oder doch. Vermutlich war es an dem Tag gewesen, an dem sie das letzte Mal Kontakt hatten.

Kurz vor Mitternacht. Als Oz, von dem sie nicht viel mehr als dieses alberne Pseudonym kannte, am Telefon sein wahres Gesicht gezeigt hatte, ohne dabei seine Identität zu enthüllen.

»Wieso stoppen wir es nicht wieder?«, hatte sie ihn gefragt. Den Tränen nahe, weil ihr klargeworden war, dass Oz nie vorgehabt hatte, das Experiment zu einem friedlichen Ende zu bringen. Er hatte sie benutzt. Schlimmer und brutaler als jemals ein Mensch zuvor.

»Wieso sollten wir?«, fragte er.

»Weil es so nie geplant war!«

»Das Leben kann man nicht planen, meine Kleine. Es ist ein Erkenntnisprozess. Es nimmt seinen Lauf, und wir schauen zu.«

»Wir sind aber keine Beobachter. Wir haben *Es* erschaffen.« Oz lachte, und sie meinte zu sehen, wie er den gesichtslosen Kopf schüttelte.

»Wir hatten die Idee. Und wie schon Dürrenmatt in *Die Physiker* sagte: Eine Idee, die einmal gedacht wird, kann nie wieder zurückgenommen werden. Wenn wir jetzt aufhören, wird ein anderer unser Werk vollenden.«

»Dann trifft uns aber keine Schuld.«

»Oh doch. Wir sind schuldig, seit wir das Experiment gestartet haben. Wenn jetzt jemand stirbt – und das wird passieren –, dann nur, weil wir den Mördern die Idee dazu geliefert haben. Wir sind die Inspiration des Bösen.«

»Aber das wollte ich nie sein!«

Sie hatte so heftig gezittert, dass ihr die Welt um sie herum wie eine verwackelte Kameraaufnahme vorgekommen war.

»Damit kann ich nicht leben.«

»Ich fürchte, das musst du.«

»Ich flehe dich an.«

»Was zu tun?«

»Hör damit auf.«

Er lachte. »Wir stehen kurz vor dem Durchbruch. Ich kann unser Experiment doch jetzt nicht stoppen. Das wäre so, als würden wir einen funktionierenden Impfstoff wegschütten, ohne ihn zu testen. Ein wissenschaftlicher Coitus interruptus.«

Impfstoff.

Das Wort hatte einen Gedanken ausgelöst: »Dann lass es uns wie Salk machen.«

»Wie wer?«

»Jonas Salk. Der Bezwinger der Kinderlähmung. Den von ihm entwickelten Impfstoff hat er zuerst an sich selbst getestet.«

Stille.

Mit dieser Idee hatte sie ihn offenbar überrumpelt. Oz schien tatsächlich nachzudenken. In sein Schweigen hinein wiederholte sie: »Mach es wie Salk. Nimm uns als Versuchskaninchen.«

Als er endlich antwortete, konnte sie im ersten Moment kaum glauben, dass er ihr wirklich zustimmte.

»Gar keine schlechte Idee. Ist notiert.«

Sie hatte genickt. Erleichtert und dennoch voller Angst. Die noch einmal größer wurde, als er nachschob: »Dein Name ist schon mal auf der Liste.«

Ihr Herz hatte einen Schlag ausgesetzt.

»Und du? Was ist mit dir?«

»Ich kann nicht mitmachen.«

»Wieso nicht?«

Du Feigling! Du feige Sau!

»Ich bin anders als du.«

»Was bitte schön unterscheidet uns denn?«, hatte sie gefragt.

Außer Ehrlichkeit, Wärme und Herz?

»Ich habe keine Lust zu sterben«, hatte er gesagt und aufgelegt.

Danach hatte er sich nie wieder bei ihr gemeldet.

Hatte ihre Anrufe ignoriert.

Und auch ihre Schreie.

- Als der Kerl mit dem Pfefferspray vor ihr stand.
- Als die Scheibe direkt neben ihrem Kopf zersplitterte.
- Oder als sie um ihr Leben brüllte, während ihr der Mann mit der Mülltüte auf dem Kopf das Messer ins Auge rammen wollte.

Dabei war Oz die ganze Zeit bei ihr gewesen. Hatte sie beobachtet. Auf der Lauer gelegen. Ihr nachspioniert. Dessen war sie sich sicher.

So sicher, wie sie wusste, dass es keine Schlaf-Fee gab.

Und dass sie die Anstalt, in der sie jetzt lag, ihr Leben lang nicht mehr würde verlassen dürfen.

Selbst wenn Dr. Roth sie hin und wieder so ansah, als würde er die AchtNacht-Geschichte, die sie zu erzählen hatte, tatsächlich glauben.

Aber vielleicht war er auch nur ein guter Schauspieler und dachte sich seinen Teil.

Wie sollte sie es ihm verdenken?

Sie selbst konnte ja kaum unterscheiden, ob sie das hier tatsächlich erlebt hatte oder ob das alles nur ein perverser Alptraum gewesen war.

»Ihr Anruf«, wiederholte Dr. Roth flüsternd, der noch immer neben ihr stand und den sie während des Abtauchens

in ihre Erinnerungen völlig vergessen hatte. Endlich nahm sie ihm den Hörer ab.

»Wer ist da?«, fragte sie, und der Mann am anderen Ende der Leitung nannte ihr einen falschen Namen. Doch seine Stimme klang echt, und sie seufzte erleichtert auf.

Gott sei Dank. Er ist es!

Dankbar lächelte sie ihrem Psychiater zu.

Es war richtig gewesen, auf Dr. Roth zu hören.

Er hatte recht gehabt, sie zu diesem Gespräch zu überreden.

Verdammt, sie hätte nie gedacht, dass es sich so gut anfühlen würde, mit einem Toten zu telefonieren.

*You better run
Cause we got guns
(...)
We're killing strangers
So we don't kill the ones that we love*

Marilyn Manson
»Killing Strangers«

*Wenn eine Gruppe im Netz hetzt,
dann sieht sie das Ernsthafte hinter ihrem Tun nicht.
Einzelne machen mit, weil alle mitmachen.*

Herbert Scheithauer, Professor der Psychologie, FU Berlin
»YouTube-Hetzjagd. Ein Ort für anonymen Hass«
in *Süddeutsche Zeitung*, 14.12.2013

*Nie haben die Massen nach Wahrheit gedürstet.
Von den Tatsachen, die ihnen missfallen, wenden sie
sich ab und ziehen es vor, den Irrtum zu vergöttern,
wenn er sie zu verführen vermag.
Wer sie zu täuschen vermag, wird leicht ihr Herr,
wer sie aufzuklären versucht, stets ihr Opfer.*

Gustave Le Bon (1841–1931), französischer Arzt
und Begründer der Massenpsychologie

I.

Ben

Ein Monat zuvor

Bens Hände zitterten.

Das war nichts Ungewöhnliches, das taten sie oft. Immer dann, wenn er wusste, dass er wieder einmal die Kontrolle verloren hatte. Seine Finger waren wie ein Seismograph. Nervöse Antennen, die das Beben vorwegnahmen, das den Boden, auf dem er stand, ein weiteres Mal zum Einsturz bringen würde.

Dabei war er heute überpünktlich gekommen, um es diesmal nicht zu versauen. Aber so, wie es aussah, sollte ihm das nicht gelingen.

»Es tut mir leid«, sagte Lars, der Gitarrist seiner Band, und der melancholische Tonfall passte zu dem traurigen Basset-Blick des Musikers.

Ben lächelte unsicher und zeigte auf das Schlagzeug, das irgendjemand bereits aufgebaut hatte. Die Toms frisch geputzt und abgestaubt. Die Beckenständer funkelten im Schein der Hotelbar wie der polierte Auspuff eines nagelneuen Motorrads.

»Hey, ich weiß, das war Mist letztes Mal. Aber ich pack das heute Abend«, sagte er.

Der Gitarrist, der gleichzeitig der Bandleader war, drückte seine Zigarette im Aschenbecher aus und schüttelte bedauernd den Kopf. »Das geht nicht, Ben. Mike hat nein gesagt.«

»Ist er hier?«

Ben sah auf die Uhr. *Nein*. So früh ließ der Hotelmanager sich nicht blicken. Es war 17.20 Uhr. Noch über eine halbe Stunde, bis es losging, aber die Bar war schon geöffnet. Zwei ältere Männer mit grauen Anzügen und ausgelatschten Schuhen unterhielten sich lachend am Tresen. Ein Pärchen teilte sich einen Feierabend-Drink in einer der lederen Ecknischen, die zwar bequem aussahen, aber stahlhart gepolstert waren.

Das war das Problem mit dem Travel-Star-Hotel am Messegelände unterm Funkturm. Auf den ersten Blick wirkte es wie ein gehobenes Mittelklassehotel. Beim näheren Hinsehen verstand man jedoch die Zwei-Sterne-Rezensionen, die zwar die Freundlichkeit des Personals lobten, aber die schimmeligen Fugen im Duschbad bemängelten.

Dass das Travel-Star nicht das Adlon war, ließ schon der Preis – neunundfünfzig Euro die Nacht – erahnen. Und die Tatsache, dass hier jeden Samstag die *Spiders* auftraten. Nicht gerade die berühmteste Band der Welt. Nicht einmal die beste Coverband Berlins.

Als Ben bei den »Spiders« als Schlagzeuger anheuerte, hatte er sich selbst gehasst. Noch vor vier Jahren durfte er seine eigenen Rocksongs im *Quasimodo* spielen. Heute musste er froh sein, wenn ihm sein angetrunkenes Vertreterpublikum keine Cocktaillirsche an den Kopf schnipste, während er »YMCA« von den Village People zum Besten gab. Aus ihm war eine Musikhure geworden. Er prostituierte sich als Fahrstuhlmusik-Schlagzeuger. Nie hätte Ben sich vorstellen können, um diesen elenden Job sogar zu betteln. Dabei hätte er es besser wissen müssen. So oft hatte er geglaubt, den Keller seines Lebens längst erreicht zu haben, und war dann doch noch ein Stockwerk tiefer gefallen.

»Hör mal, ich brauch den Job. Ich bin mit dem Unterhalt im Rückstand. Und du weißt ja, dass meine Tochter gerade ...«

»Ja, ja, ich weiß. Und das mit Jule tut mir leid, ehrlich. Aber selbst, wenn ich es wollte. Es geht nicht. Du hast die Proben geschwänzt, nachdem ...«

»Proben? Was gibt es denn bei Kool & the Gang zu proben?«

»... *nachdem* du bei deinem letzten Auftritt neben die Bassdrum gekotzt hast. Alter, wir mussten den Gig abbrechen. Du hast uns sechshundert Euro gekostet!«

»Das war ein Fehler, ein dummer Fehler. Du weißt, dass ich nicht mehr trinke. Es war einfach ein beschissener Tag gewesen, das weißt du doch. Es kommt nicht wieder vor.«

Lars nickte.

»Ganz genau. Das kommt nicht wieder vor. Sorry, Kumpel. Wir haben schon einen Ersatz für dich.«

Ersatz.

Als Ben vier Minuten später auf einer Bank in der Nähe des Hoteleingangs saß und einen Reisebus beim Rangieren auf dem nahe gelegenen Omnibusbahnhof beobachtete, dachte er, dass das eigentlich ein ganz guter Spruch für seinen Grabstein wäre:

Hier ruht Benjamin Rühmann.

Er wurde nur neununddreißig Jahre alt.

Aber machen Sie sich keine Sorgen.

Wir haben schon einen Ersatz für ihn gefunden.

In der Regel ging das schnell. Das war jetzt schon die vierte Combo, die ihn gefeuert hatte. *Fast Forward* nicht mitgerechnet. Die Band, die er gegründet hatte und aus der er ausgetreten war – kurz bevor sie ihren ersten großen Hit hatte. Den ersten von einer ganzen Reihe. *Fast Forward* war während ihrer USA-Tour gerade zu Gast in der Tonight-Show in New York.

Das letzte Interview, das Ben gegeben hatte, war für eine Rubrik eines Wirtschaftsmagazins gewesen: »Beinahe berühmt – Menschen, die um ein Haar zum Star geworden wären«. In dem Artikel war er mit Tony Chapman verglichen worden. Dem Typen, der 1962 im Londoner *Marquee Club* beim ersten offiziellen Auftritt einer Band namens *Rolling Stones* an den Drums gesessen hatte und kurz danach freiwillig ausgestiegen war.

»Aber von *freiwillig* kann bei mir keine Rede sein«, sagte Ben laut. Eine ältere Dame, die gerade an ihm vorbeilief, sah ihn erschrocken an. Sie zog einen braunen Koffertrolley an ihm vorbei, und für einen Moment überlegte Ben, ob er ihr auf dem Weg zu den Reisebussen behilflich sein sollte. Der Schweiß lief ihr die Stirn hinab. Kein Wunder bei den Temperaturen. Berlin hatte immer seltener tropische Augusttage, aber heute schien das Thermometer auch in der Nacht nicht unter achtundzwanzig Grad fallen zu wollen. Es sei denn, ein Gewitter sorgte später noch für Abkühlung. Der Himmel zog sich bereits zu.

Ben betrachtete eine nahezu rechteckige, an den Rändern gezackte Wolke, die ihn an einen alten Röhrenfernseher mit Antenne erinnerte, und hatte auf einmal den schalen Geschmack billigen Weins im Mund.

Der säurehaltige Nachhall einer Erinnerung an jene Nacht,

in der er sich sinn-, aber nicht grundlos vor dem Fernseher betrunken hatte.

Ben stand von der Bank auf und suchte in seinen Hosentaschen nach dem Autoschlüssel, als er die Schreie hörte.

Angsterfüllt.

Gequält.

Unverkennbar die einer sehr jungen Frau.

2.

Die Schreie kamen vom Parkplatz auf der anderen Seite des Messedamms, direkt an der Stadtautobahn. Von mehreren Plakatwänden eingezäunt, war er schlecht einsehbar. Erst als Ben, seiner Neugierde folgend, die Hälfte der Straße überquert hatte, konnte er sie sehen:

Das Mädchen mit dem gepunkteten Petticoat. Und den Mann, vor dem sie davonlief.

Zumindest versuchte sie es, kam aber nicht weit, weil ihr Verfolger, ein massiv wirkender Pfeiler in Turnschuhen, ihre langen schwarzen Haare zu fassen bekam und sie grob nach hinten riss.

Das Opfer stieß erneut einen spitzen Schrei aus. Sie taumelte nach hinten und schlug auf dem Boden auf. Direkt neben einem Bauwagen, der mit anderen Baustellenfahrzeugen fast den gesamten Parkplatz blockierte. Diese wurden hier für die Großbaustelle am Kaiserdamm abgestellt, an dem ein neues Autohaus entstand. Mit der Folge, dass der sonst so belebte Parkplatz jetzt menschenleer war.

»Hey«, rief Ben, während er, ohne nachzudenken, die Straße überquerte. Sein Ruf wurde von einem Reisebus verschluckt, der hinter ihm hupte.

Der Angreifer zwang das Mädchen, vor ihm in die Knie zu gehen. Wieder packte er sie an den Haaren und riss ihr den Kopf in den Nacken. Er versetzte ihr eine Ohrfeige, die ihr die Brille aus dem Gesicht wischte.

»Hey!«, schrie Ben erneut und begann zu rennen. Der übergewichtige Angreifer sah nicht einmal auf, als Ben ihn erreicht hatte. Völlig unbekümmert spuckte er dem Mädchen ins Gesicht.

Gleichzeitig löste er mit der freien Hand einen Gegenstand aus einem Holster, das er an seinem Jeansgürtel trug.

Verdammt.

Im ersten Moment dachte Ben, es wäre ein Messer, und wartete auf das Blitzen einer Klinge.

Vor seinem geistigen Auge zog sie sich einmal quer über den Hals des Mädchens, und Blut verteilte sich erst über ihrer weißen Rüschenbluse, dann auf dem Asphalt. Aber der Angreifer schien es auf ihre Stirn abgesehen zu haben.

»Loslassen!«, brüllte Ben.

»Was ...?«

Der Mann sah kurz auf, und erst da begriff Ben, dass er gar kein *Mann* war. Eher ein Teenager, wenn auch von massiger Statur, aber kaum älter als achtzehn.

Doch das spielte keine Rolle. Erst letzte Woche hatte ein Fünfzehnjähriger einen Touristen am Alex ins Koma geprügelt.

»Willst du mitmachen?«, fragte er Ben, der nun erkannte, dass der Täter kein Messer, sondern einen schwarzen Textmarker in der Hand hielt. Bizarrerweise schien er sich über die Störung zu freuen, denn er lachte und winkte Ben zu sich heran.

»Komm, die Schlampe braucht das!«

Er hatte kurz gestutzte braune Haare, durch die die Kopfhaut schimmerte, und trug ein Hard-Rock-Café-T-Shirt. Es hing auf Halbmast über einem kalkweißen, schuppigen Bauchstreifen, der sich wie ein toter Fisch über dem Jeans-

bund wölbte. Seine tiefe Stimme ließ ihn wieder ein, zwei Jahre älter wirken.

Vielleicht war er doch schon zwanzig.

Auf jeden Fall älter als das Mädchen mit dem Petticoat. Sie trug weiße Ballerinas, von denen sie einen auf ihrer Flucht verloren hatte. Ben war sich nicht sicher, meinte aber, bei ihrem Schrei eben eine Zahnsperre gesehen zu haben.

»Na dann guck halt nur zu, Alter.«

Selbstbewusst wandte sich der Täter wieder von Ben ab und widmete sich erneut seinem knienden Opfer.

»Ich hoffe, Diana zieht nachher deinen Namen, du Nutte!« Ben versuchte sich vergeblich einen Reim darauf zu machen.

Das Mädchen wimmerte mit geschlossenen Augen, während der Angreifer ihr etwas auf die Stirn kritzelte.

»Lass sie los!«, sagte Ben. Leise. Drohend.

Der Fischbauch lachte. Schweiß lief ihm in die verkniffenen Augen, als er sich noch einmal kurz zu Ben wandte, ohne die Haare des weinenden Mädchens loszulassen.

»Hey Alter, bleib locker. Alles okay, okay?«

Ben verzog keine Miene. Verschwendete keine Zeit mit coolen Sprüchen oder beruhigenden Worten. Er war ganz ruhig geworden. Schnellte nach vorne und brach dem Kerl die Nase.

Zumindest war das der Plan gewesen.

Die Tatsache, dass er schon seit zwei Jahren kein Fitnessstudio mehr von innen gesehen hatte, sorgte dafür, dass seine Faust nicht mal in die Nähe des Ziels kam.

Der Fischbauch ließ den Zopf des Mädchens los, trat einfach einen Schritt zurück und plazierte bei Ben einen Leberhaken.

Luft entwich aus seiner Lunge wie aus einer zerplatzten Luftmatratze.

»Geht das schon wieder los ...«, hörte er jemanden hinter sich sagen, während er zu Boden sackte.

Eine Autotür schlug zu, und da wusste Ben, dass der Fischbauch Verstärkung bekam.

3.

W*ir müssen reden, Papa! Dringend!*
Ich glaube, du bist in Gefahr!«

Der Schlag, der ihn so hart getroffen hatte, dass ihm schwarz vor Augen wurde, hatte etwas aktiviert: den Gedanken an Jules letzte Nachricht auf seinem Anrufbeantworter. Als wäre die Erinnerung daran ein Haftzettel, der, unter der Wucht der Erschütterung von seiner Gedächtniswand gelöst, langsam zu Boden schwebte.

Gleichzeitig befürchtete Ben, gänzlich das Bewusstsein zu verlieren. Noch ein weiterer Hieb oder Tritt, und er würde die Welt zwischen Autobahn und dem zentralen Omnibusbahnhof aus der stabilen Seitenlage betrachten müssen.

Im Moment tat er es dem Mädchen neben sich gleich und kniete. In gekrümmter Haltung hustete er den Parkplatz an. Die wenige Luft, die er nach und nach in seine brennenden Lungen zu saugen vermochte, schmeckte nach Dreck und heißem Gummi.

Er hörte eine weitere Autotür schlagen. Noch mehr Schritte. Fischbauchs Verstärkung wuchs.

Bens Lage war so dermaßen schlecht, dass er beinahe lachen musste.

Ich und den Helden spielen?

Wie so vieles in seinem Leben war auch das eine schlechte Idee gewesen.

Das Mädchen würde ihm keine Hilfe sein, selbst wenn sie

jetzt von ihr abließen. Sie war ebenso klein wie dünn und hatte schon Probleme, die Kraft zu finden, sich selbst in eine aufrechte Haltung zu befördern.

Aber bestimmt hatte sie ein Handy.

Vielleicht rief sie die Polizei?

Und wenn ...

Ben durfte sich nicht auf fremde Hilfe verlassen. Er musste selbst den Angreifer ausschalten. Irgendwie. Wenn ihm das gelang, würden die anderen wegrennen.

Das taten sie immer.

Er hatte auf genug Festivals gespielt, auf denen alkoholisierte Jugendliche Streit mit den Ordnern gesucht hatten, und er hatte genug randalierende Mitläufer gesehen, die sich in alle Windrichtungen zerstreuten, sobald ihr Anführer außer Gefecht gesetzt war. Kräftermäßig war Ben dazu allerdings jetzt noch weniger in der Lage als zuvor.

Er spürte einen Schatten über sich und hob die Hand in einer instinktiven Abwehrreaktion.

»War ein Reflex«, hörte Ben den Fischbauch zu jemandem sagen.

Dann schlugen Autotüren, und mit dem Geräusch eines startenden Motors wehte ihm eine warme Abgaswolke ins Gesicht.

Sie wollen mich überfahren, dachte er und hob den Kopf. Riss die Augen auf. Versuchte, an den zuckenden Sternen in seinem Blickfeld vorbei das Nummernschild des SUV zu erkennen.

... als ob das irgendetwas bringt, wenn sie dich jetzt plattmachen ...

Doch der Wagen fuhr in die andere Richtung. Rückwärts. Fort von ihm.

Verwundert drehte sich Ben zu dem Mädchen um, das sich aufgerappelt hatte und den Dreck der Straße von ihrem Rock schlug. Sie weinte.

»Hey, Kleine«, sagte er so sanft wie möglich. Er stand auf und näherte sich ihr so zaghaft, wie man auf eine misstrauische Katze zuschleicht.

Aus der Nähe betrachtet, merkte Ben, dass auch ihr Alter schwer zu schätzen war.

Das Mädchen hatte den Körperbau einer Vierzehnjährigen, aber ihre Augen waren älter als seine eigenen. Sie sahen aus, als hätten sie genug Schlechtes für ein ganzes Leben gesehen.

Wie dunkle Einschusslöcher steckten sie in dem eigentlich hübschen Gesicht mit der kleinen Stupsnase sowie den vollen, etwas aufgesprungenen Lippen und einer hohen Stirn, die genug Platz bot für die schwarze Zahl, die der Fischbauch ihr ins Gesicht gemalt hatte.

Etwas verwackelt, die Schleife nicht ganz vollendet, aber deutlich erkennbar eine Acht.

»Wieso hat er dir das angetan?«, fragte Ben.

Er zog sein Handy aus der Hosentasche und überlegte, ob er die Polizei rufen sollte. Eigentlich hatte er keine große Lust dazu. Die 110 lag bei ihm nicht gerade auf Kurzwahl, seitdem sein früherer Vermieter ihn wegen der Rückstände angezeigt hatte. Mit ein Grund, weshalb er keinen festen Wohnsitz hatte und seiner Ex den Unterhalt bar übergab. Sein Dispo war dermaßen im roten Bereich, dass die Bank nach jedem Ausdruck seiner Kontoauszüge die Farbpatronen wechseln musste.

»Ach verdammt«, sprach das Mädchen ihre ersten Worte. Sie zitterte am ganzen Körper, kein Wunder nach dem, was

sie erlebt hatte. Ben wollte ihr die Hand reichen. Sie in den Arm nehmen und ihr sagen, dass alles gut werden würde. Aber dazu kam er nicht, denn zuvor verwischte sie die Acht mit der Spucke des Fischbauchs in ihrem Gesicht und brüllte ihn an: »Scheiße, Mann! Du schuldest mir hundert Euro!«

4.

Public ... *was?*«

»Disgrace. Public Disgrace«, schimpfte sie, nahm sich ihre Zahnsperre aus dem Mund und warf sie auf den Boden zu der Brille, die ihr aus dem Gesicht geschlagen worden war.

Fassungslos beobachtete Ben die wundersame Verwandlung.

Aus dem Mädchen war eine junge Frau geworden. Aus dem Opfer eine wütende Furie.

Öffentliche Demütigung, übersetzte er in Gedanken und verstand immer noch nicht, was sie ihm klarzumachen versuchte.

»Du lässt dich freiwillig so behandeln?«

In der Öffentlichkeit?

Der Wind wehte die Geräusche eines beschleunigenden Motorrads von der Autobahnbrücke her.

»Das ist eine SM-Spielart«, erklärte sie ihm und betonte jedes einzelne Wort, als würde sie mit einem Gehörlosen sprechen. »Noch nie was davon gehört?«

»Nein, tut mir leid. Da hab ich wohl eine Bildungslücke.«

»Hab ich gemerkt.«

Ben wusste, dass es Menschen mit Vergewaltigungsphantasien gab, und er ahnte, dass die Porno-Industrie diesen Trend mit Fetisch-Streifen bediente, die wie zufällig gefilmt auf einem Parkplatz inszeniert wurden. Er hätte nur nie da-

von geträumt, einmal eine unfreiwillige Nebenrolle in solch einem Film zu spielen.

»Und die in dem Auto, die hatten die Kamera?«

»Ja. Und jetzt sind sie mit meiner Kohle abgehauen, weil du ihnen den Dreh versaut hast, du Arsch.«

Ben rieb sich die Stelle, wo der Fischbauch ihn getroffen hatte, und wurde nun selbst wütend.

»Okay, ich verstehe, dass ihr für solche Filme keine offizielle Drehgenehmigung beantragen könnt. Und ich bin auch ganz bestimmt nicht prüde. Es ist ein freies Land, jeder so, wie er will. Aber, verdammte Axt, was soll das mit der Acht? Ist das ein Erkennungszeichen in der Szene, oder was?«

Sie zuckte mit den Schultern. »War die Idee des bekloppten Regisseurs. Wollte den AchtNacht-Hype ausnutzen, für die Promo.«

Die Frau warf einen Blick auf die Uhr an ihrem Handgelenk und wurde auf einmal nervös.

»Muss nach Hause«, sagte sie und wandte sich ab. »Meine Tochter wartet.«

»Moment mal. AchtNacht?«

Irgendwo hatte Ben das Wort schon einmal gehört. Sein Klang brachte im hintersten Winkel seines Gehirns eine Saite zum Schwingen, hell, kaum wahrnehmbar.

»Was bedeutet AchtNacht?«, fragte er die Frau, die ihn ansah, als wäre sie nicht sicher, ob er sie veräppeln wollte oder schwachsinnig war.

»Alter ...«, fragte sie kopfschüttelnd, »... auf welchem Planeten lebst du eigentlich?«